

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung der herausgebenden Stelle dar. Sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

THEODOR HEUSS

„Völker können sich nie genug schenken“

Im Folgenden veröffentlichen wir die auf der Deutsch-Französischen Konferenz des DEUTSCHEN RATES DER EUROPÄISCHEN BEWEGUNG gehaltene Ansprache des Bundespräsidenten sowie die Referate von Professor Arnold Bergsträsser und Alfred Grosser. Die Konferenz fand in Bad Neuenahr vom 14.—16. Oktober 1955 statt.

Meine Damen und Herren!

Darf ich den paar Bemerkungen, die ich machen soll und will und werde, einen persönlichen Charakter geben. Es wird jetzt bald ein halbes Jahrhundert sein, als ich zum ersten Mal in Paris war — ein paar Wochen lang. Damals war unser Botschafter, der jetzt sein Amt verlassen hat, Wilhelm Hausenstein, ein Studienfreund von mir, mein Mentor, und ich kann mir den zarten Rausch dieser ersten Begegnung noch vergegenwärtigen. Wir streiften durch Kirchen und Galerien, die Stunden im Bois, im Luxembourg werden lebendig, ich hatte auch ein Skizzenbuch bei mir und habe von jener Zeit die Zeichnungen eines jungen Menschen, die mich selber rühren und die Atmosphäre beim Betrachten aufstehen lassen: das Zusammenfließen von großer Geschichte, die ihre Bauzeugnisse an weite Plätze und in enge Gassen gestellt hatte, mit einer für das äußere Gefühl unbekümmert kräftigen Gegenwart. Das war 1906. Im Straßensbild gab es damals noch wenige Autos, so daß für das Erinnern die Zukunft, das heißt die rasende Technifizierung unseres Zeitalters mit ihrem Herrschaftsanspruch sehr zurückhaltend erschien. Das klingt wie eine unverbindlich schwärmende Romantik eines 22jährigen Jünglings und scheint nicht recht zu passen zu einem beginnenden Gespräch mit politischen Akzenten. Vielleicht aber doch. Jene damals aufdämmernde Zukunft ist zu einer unheimlichen Gegenwart geworden, mit neuen Maßstäben, neuen politischen Gewichtslagen, neuen geistigen Wertungen, und in ihr müssen die Völker Europas einen neuen Standpunkt suchen. Die Völker, das mag in diesem Augenblick ein Abstraktum sein, denn sie selber in der Geschichte statten sich aus mit schmähenden oder schmückenden Worten, einmal das eigene, dann das fremde Volk bedenkend. Ich glaube, daß der Einzelne, und zumal jener, der bereit ist, ja vielleicht berufen ist, eine breitere Verantwortung im öffentlichen Leben auf sich zu nehmen, mit diesem Suchen nach dem neuen Standpunkt beginnen muß. Da ist es nun so, daß der Durchbruch aus dieser Gegenwart der seelischen Lähmungen und Unsicherheiten zu einer Zukunft relativer Gewißheiten zur Voraussetzung hat den erfolgreichen Kampf gegen die Vergangenheit, oder, vielleicht deutlicher, gegen die Geschichtslegenden, die mit dem Anspruch auf eine verpflichtende Symbolkraft von Geschlecht zu Geschlecht wandern. Ich will nicht falsch verstanden werden. Das gute Wissen um die Herkunft und die Leistungen des eigenen Volkes ist ein Bedürfnis der Seelen, ein Gewinn für das eigene Mühen, Großem der Überlieferung würdig zu sein und Niedrigem mit dem eigenen Wert sich entgegenzusetzen. Das ist der Sinn der Tradition, der zur sicheren Fahrt helfen soll, wie der Ballast, der im Schiffsrumpf verstaut wird. Aber der Ballast der europäischen Vergangenheiten muß richtig und fest verstaut sein, damit

er nicht bei leichtfertiger Gewichtslagerung das Schiff, die Schiffe manövrierunfähig macht und zu Havarien führt. Ich will jetzt gewiß keinen wohlgemeinten kurzen Geschichtsabriß der deutsch-französischen Beziehungen geben, der Bruderliebe und der Bruderfeindschaft. Les deux enfants de Charlemagne, wie Salvador de Madariaga vor sieben Jahren einmal ein Gespräch zwischen einem französischen Politiker und mir in Zürich apostrophierte, die beiden Brüder müssen halt sich verstehen und

INHALT DIESER BEILAGE:

- Theodor Heuss
„Völker können sich nie genug schenken“ p. 2
- Arnold Bergsträsser
Deutschland und Frankreich in der Weltpolitik der Gegenwart (S. 642)
- Alfred Grosser
Unterschiede, Mißverständnisse und Möglichkeiten zwischen Deutschland und Frankreich (S. 644) p. 2
- Theodor Litt
Tradition, Vernunft, Freiheit (S. 646)
- Theodor Schieffer
Die Augsburger Jahrtausendfeier (S. 649)

achten. Es schien dieser Gegenwart, in der wir leben, fast entschwunden zu sein, das einheitliche Sehen des romanisch-germanischen Geschichtsrhythmus, der für Leopold von Ranke doch eine Selbstverständlichkeit gewesen war. Die politische und militärische, die Geschichte im Hin und Her der Jahrhunderte der dynastisch-territorialen Kombinationen hat etwas schier Verwirrendes, wenn wir auf die Jahrhunderte zurückblicken, bis es mit der Geburtskantate eines jungen und verbindlichen Nationalgefühls — „Allons, enfants de la patrie“ — eine zugleich großartige und tragische Vereinfachung erfuhr, der dann Arndt und Schenkendorf und Rückert das Echo lieferten. Kann das Geschichte, Gewesenes werden, wie es, ich glaube, der ein Jahrhundert währende Krieg um das französische Territorium mit den Briten geworden ist. Er ist in seinen facts aus der

Gefühlswelt in die Geschichtsbücher ausgewandert und hinterließ den Franzosen die wunderbare Legende der Jeanne d'Arc. Aber im politischen Raum ist das alles keine Realität mehr. Ist Richelieu noch eine Realität? Als ich vor ein paar Jahren in Mainz zu diesen Dingen zu reden hatte, erinnerte ich daran, daß im Jahre 1870 David Friedrich Strauß an Renan einen Brief schrieb, daß die Deutschen ja gar keinen Krieg gegen das französische Volk führten, sondern gegen Richelieu, der nun schon 3½ Jahrhunderte tot war. Was heißt das? Daß hier eine bestimmte Formulierung eine legendenhafte Prägung annimmt, die von den Menschen selbst gar nicht mehr revidiert, überdacht wird. Konkret heißt es so: Wird es gelingen, in der Berichtigung der Geschichtsbücher, in der Auflockerung dieser Legenden nun die Unverbindlichkeiten der Aussagen zu den Verbindlichkeiten des Wissens zu führen? Wir haben ja ein paar solcher Zusammenkünfte gehabt, ich habe sie mit verfolgt, wo die französischen und die deutschen Historiker sich zusammensetzen, um zu sagen: das ist in eurer, das ist in unserer Schau falsch oder zumindestens schief. Ob es zum Erfolg führt? Ich habe vor einiger Zeit ein französisches Geschichtsbuch gelesen, das mich etwas traurig machte, aber ich bin überzeugt, daß in Deutschland ähnliche Bücher auch noch erscheinen. Es ist nicht meines Amtes und hier nicht meine Aufgabe, zu den aktuellen Dingen zu sprechen. Ich möchte nur mit Zuversicht rechnen dürfen, daß nicht an Wunden gerieben wird, die heilen müssen, damit der Gesamtkörper gesundet. Gesamtkörper, was ist denn das? Der mit Schwären bedeckte Leib Europas. Europa — nur gewollte Selbsttäuschung führt über solche Einsicht hinweg — hat sich in Bruderkriegen materiell selber aufs Äußerste geschwächt. Die Schuldfrage ist einmal eindeutig, ist das andere Mal um-

stritten. In ihr zu wühlen heißt den möglichen natürlichen Heilungsprozeß aufzuhalten. Aber Europa stellt eine geistige Macht dar, hat seine moralisch-kulturelle Verantwortung nicht eingebüßt, muß sich ganz einfach dessen bewußt sein, daß deren Wirkkraft nur in einem, durch nüchterne Einsicht in die äußere Machtlage gesicherten Stand lebendig bleibt, fruchtbar wird in der Luft der geistigen Freiheit. Das zu begreifen und ihm zu dienen, ist unsere gemeinsame Aufgabe. Wann wird es möglich sein, daß die Nationen die Form finden, sich zu danken? Ich darf zwei Beispiele nehmen: Wir alle wissen, was große deutsche Musik im französischen Volk an Widerhall fand und immer wieder findet. Und wir selber wissen, wie die wunderbare Luft der Isle de France auch die Farbwelt der deutschen Malerei durchhellte hat. Was Courbet, Manet, Gauguin, Matisse geweckt und im Reifen gesichert haben, ach, es wäre schön, diesen geistigen Dingen ihren Rang zurückzugeben, zuzuerkennen. Es mag manchem sentimental klingen. Wenn die Fachleute der Hohen Behörde in Luxemburg, wenn die Verkehrspolitiker, die Wirtschafts- und Handelsexperten, wenn die Offiziere im Rahmen der NATO zusammenkommen, werden sie gewiß wenig von derlei reden. Aber wenn ich vor mir sehe, daß Männer wie François-Poncet und Hausenstein an diese Fragen mit herankommen — sie werden sie sehen. Um was geht es denn? Die Imponderabilien, die zwischen den Völkern — hin und her — gespürt, gedeutet werden, ponderabel, das heißt wägbare zu machen. Und das ist auch Politik, und zwar eine gute Politik. Man will sich in ihr nie übervorteilen, sondern sie bedient sich sogar der generösen Geste, daß man dem anderen etwas schenkt. Ich glaube, Völker können sich nie genug schenken.

ARNOLD BERGSTRÄSSER

Deutschland und Frankreich in der Weltpolitik der Gegenwart

Die Gesamtabsicht der vom Deutschen Rat der Europäischen Bewegung veranstalteten deutsch-französischen Tagung stellt die Beziehungen zwischen den beiden Ländern unter den Gesichtspunkt ihrer gemeinsamen Zukunft. Darin ist die Aufforderung enthalten, die heutige Lage Frankreichs und Deutschlands von der politischen Weltsituation her zu denken, sie also in einem Rahmen zu sehen, der über die bilateralen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich hinausweist. Von diesem Aspekt her könnte deutlich werden, ob die Weltsituation von heute auf neue Gemeinsamkeiten hindeutet. Die Bedeutung der Gefahren würde deutlicher, die dem gegenseitigen Einvernehmen drohen, und zugleich die Möglichkeiten, sie durch ein gemeinsames Handeln in gegenseitigem Einverständnis und dauerhaftem Frieden zu überwinden.

Folglich soll, ausgehend von der Lage Europas in der Welt der Gegenwart die Frage aufgeworfen werden, inwiefern das unselige deutsch-französische Verhältnis der Vergangenheit und das ihr zugrunde liegende Denken den Tatsachen der Gegenwart noch entspricht. Dabei müssen einige einfache aber grundsätzliche Strukturwandlungen erörtert werden, welche die weltpolitische Situation in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts erfahren hat. Es wird sich dabei zeigen, daß von Deutschland aus gesehen die deutsch-französischen Konflikte der Vergangenheit für Gegenwart und Zukunft an Gewicht entscheidend verloren haben. Für die Zukunft einer deutschen Außenpolitik kann eine Rangfolge der Grundsätze dargelegt werden, über die bei den maßgebenden Parteien weitgehende Übereinstimmung herrscht. Sie können vielleicht durch unsere französischen Freunde mit einer entsprechenden Reihe von Prioritäten im weltpolitischen Denken Frankreichs verglichen werden. Eine Diskussion über diese Grundfragen könnte dazu beitragen, daß sich anstelle der aus der Vergangenheit stammenden Konflikte und Besorgnisse eine gemeinsame, auf die Zukunft gerichtete Haltung weiterentwickelt.

1. Die Situation Deutschlands in der Gegenwart ist bestimmt durch die Katastrophe der nationalsozialistischen Politik, die mit dem Ende des zweiten Weltkrieges eingetreten ist. Deutschland muß und will sich damit zufrieden geben, seine Zukunft nicht mehr auf die eigene politische Machtentfaltung, sondern auf die Verbundenheit mit Anderen aufzubauen. Dabei versteht es sich selbst als Glied eines Europas, das auch als Ganzes innerhalb des Weltzusammenhanges an Bedeutung verloren hat. Die Großmachtsansprüche von einst sind in Ansehung der tatsächlichen Machtverhältnisse der Gegenwart wie aus innenpolitischen und kulturellen Gründen von der öffentlichen Meinung Deutschlands wie von seinen führenden politischen Organen endgültig aufgegeben. Die Politik des Nationalsozialismus erscheint den Deutschen von heute als Wiederaufnahme eines diplomatischen Denkens, das schon durch den ersten Weltkrieg widerlegt war. Sie hatte dazu geführt, einem leichtfertig übernommenen Risiko zu überlassen, was in Deutschland selbst politisch, wirtschaftlich und kulturell seit 1848 geleistet worden war, und gleichzeitig hatte sie die Stellung Europas als Ganzes aufs Schwerste geschädigt. In der öffentlichen Meinung Deutschlands herrscht Einmütigkeit darüber, daß die zukünftige deutsche Politik sich in einen gesamteuropäischen Rahmen einzufügen hat. Aus diesem Grunde wurde jeder Akt europäischer Integration grundsätzlich gutgeheißen, obwohl im einzelnen sich verschiedene Meinungen über die Durchführung dieser Integration gebildet haben.

2. Man ist sich in Deutschland darüber klar, daß das Konzert der europäischen Mächte, das seit der Entstehung des modernen souveränen Staats bis zum Beginn unseres Jahrhunderts die Weltpolitik beherrscht hatte, im Gefolge des Eintretens der Vereinigten Staaten in das internationale politische Geschehen und der Ausbildung des Sowjetsystems als einer auch gesellschaftspolitisch zentralen Machtgruppierung durch eine

andere Dynamik ersetzt worden ist. Die Beteiligung der Vereinigten Staaten in der Weltpolitik wird als endgültig betrachtet. Der amerikanische Isolationismus erscheint uns als ein zur Wirkungslosigkeit verurteilter Überrest aus seiner Vergangenheit, die den Vereinigten Staaten erlaubte, ein Jahrhundert lang im Schutz der beiden Ozeane ein von den Weltereignissen unberührtes Dasein zu führen. Die Föderalisierung des britischen Weltreichs hat auch die Stellung Großbritanniens zugleich nach der Welt hin erweitert, aber auch von den Dominions in größere Abhängigkeit gebracht. Die Welt ist tatsächlich eine Welt geworden, zwar eine Welt die von Spannungen erfüllt ist, in der aber jedes politische Geschehen Rückwirkungen auf das Ganze ausübt.

3. Zudem hat die Entwicklung der modernen Waffen die Menschheit instand gesetzt, ihr eigenes Dasein zu gefährden. Die Verantwortung für die friedliche Lösung internationaler Konflikte ist dadurch zu einer dringenden Angelegenheit des Selbstinteresses jedes modernen Volkes geworden. Deutschland ist, da es geographisch im europäischen Spannungszentrum der Weltpolitik zwischen Ost und West gelegen ist, aufs Äußerste daran interessiert, daß verlässliche Methoden zur Sicherung des Friedens gefunden werden. Die Sicherung des Friedens hat darum die erste Priorität unter den Grundsätzen des deutschen politischen Denkens.

4. In der heutigen Lage der Welt ist der Gegensatz zwischen den gesellschaftlichen Grundsätzen des sowjetischen Ostens und denen des frei-

heitlichen Westens ein die zwischenstaatliche Politik entscheidend beeinflussendes und mit ihr unlöslich verflochtenes Moment geworden. Durch die Angliederung der baltischen Staaten, Polens, der Tschechoslowakei, Rumäniens, Ungarns und Bulgariens an das Sowjetsystem und durch den kommunistischen Charakter der Staats-, Wirtschafts- und Sozialverfassung Jugoslawiens hat sich der freiheitlich gestaltete Teil Europas verkleinert. Deutschland ist durch die Anwendung sowjetischer Methoden im Bereich der russischen Besatzungszone und die Gründung der Deutschen Demokratischen Republik, die auch gesellschaftspolitisch dem Sowjetsystem angeschlossen ist, zu einem geteilten Lande geworden. In ihm wird die Spannung zwischen Ost und West durch das Bestehen zweier auf gegensätzlichen gesellschaftspolitischen Auffassungen beruhender Staatswesen wirksam.

Die Wirtschaft der Bundesrepublik ist ebenso, wie es für die Wirtschaft Gesamtdeutschlands der Fall wäre, angewiesen auf den Austausch von Gütern und Dienstleistungen mit der westlichen Welt. Ihr innenpolitischer Bestand ist gebunden an den sozialen Erfolg der liberalen Marktwirtschaft. Ihre wirtschaftliche Struktur und ihr gesellschaftlicher Bestand machte sie deshalb abhängig von der verlässlichen Entwicklung und Fortdauer der internationalen Zusammenarbeit mit den Ländern des Westens in Europa und auf den außereuropäischen Märkten.

Vordringliche Fragen

5. Für das deutsch-französische Verhältnis sind die folgenden Fragen vordringlich.

- I. Das beiden Ländern gemeinsame Interesse an der Erhaltung des Weltfriedens verlangt die weitere Zusammenarbeit an der Errichtung eines allgemeinen Sicherheitssystems.
- II. Die Deutschen der Bundesrepublik tragen gegenüber den Deutschen der Sowjetzone die Verantwortung für die Daseinsführung des eigenen Volkes, die von zahllosen verwandtschaftlichen Beziehungen verstärkt wird. Die Wiedervereinigung der getrennten Teile auf Grund einer freien Entscheidung der Bevölkerung der Sowjetzone ist selbstverständliches Ziel der deutschen Politik. Für Frankreich könnte eine Wiedervereinigung insofern bedrohlich erscheinen, als dadurch das Zahlenverhältnis zwischen der Bevölkerung Frankreichs und der der Bundesrepublik zugunsten Deutschlands verschoben würde, und als Deutschland einem steigenden sowjetischen Einfluß ausgesetzt sein und in die Versuchung gebracht werden könnte, die Spannung zwischen West und Ost zu Ungunsten Frankreichs auszunützen. Dazu ist festzustellen, daß die sowjetische Gesellschaftspolitik in der Bundesrepublik keinerlei Sympathie genießt und in der Ostzone als Zwangssystem abgelehnt wird, und daß eine Politik, die zur eigenen Machtsteigerung zwischen den beiden Machtzentren von Ost und West oszillieren würde, in Ansehung der weltpolitischen Tatsachen von heute in Deutschland keinerlei Anklang findet. Vielmehr herrscht grundsätzliche Übereinstimmung darüber, daß eine Wiedervereinigung der getrennten Teile Deutschlands nur im Zusammenhang mit einem allgemeinen Sicherheitssystem möglich ist, das Sicherheit vor dem Bolschewismus mit einschließt. Dieses Sicherheitssystem bliebe unvollendet, wenn die Teilung Deutschlands in zwei staatspolitisch und gesellschaftspolitisch einander entgegengerichtete Staaten fort dauern würde. Dadurch würde ein Zentrum politischer Unruhen erhalten, das für die Zukunft Gesamteuropas ein gefährliches Moment der Labilität bilden müßte.
- III. Es wird daher zu einer vordringlichen Frage, welche Garantien Frankreich genügen können, um sicher zu sein, daß die Zukunft der deutschen Politik verlässlich den Grundsatz des Einverständnisses zwischen Deutschland und Frankreich aufrechterhalten wird. Es liegt dringend im deutschen Interesse, die französische Besorgnis vor jeder möglichen Wiederholung der Situationen von 1870, 1914 und 1940 zu zerstreuen. Die Übereinstimmung der deutschen öffentlichen Meinung, in dieser Absicht ein völlig neues Kapitel der deutsch-französischen Beziehungen zu beginnen, hat

sich in der Wirkung geäußert, welche der Gedanke der europäischen Integration ausgelöst hat. An ihr hat sich gezeigt, daß sich das nationalstaatliche Denken, welches in Deutschland viel jüngeren Datums ist als in Frankreich, und insbesondere der Nationalismus, mit der Katastrophe der nationalsozialistischen Politik tatsächlich aufgelöst hat. Während sich in den ersten fünf Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Parole der Verständigung zwischen beiden Ländern in dem einen Lande gerade dann durchzusetzen schien, wenn sie im anderen zu unterliegen begann, ist heute die Ablehnung jeder Konfliktsituation zwischen den beiden Ländern in Deutschland so unbedingt, daß auf Geduld und Beharrlichkeit der deutschen öffentlichen Meinung gerechnet werden kann. Durch stetige Weiterarbeit an der Integration Europas auf den Gebieten der Verteidigung, des internationalen Rechts, der Wirtschaft und der Kultur wird sich diese Gesinnung festigen und institutionell verdichten.

- IV. Im Prozeß des wirtschaftlichen Wiederaufbaus wurde in der Bundesrepublik ein hoher Grad wirtschaftlicher Dynamik erreicht. Wegen der Schwächung der Wirtschaft durch den Verlust der Ostgebiete und die Teilung war er aus sozialen Gründen unerlässlich. Diese wirtschaftliche Dynamik wird aber gelegentlich zum Gegenstand der französischen Besorgnis. Es stellt sich die Frage, inwiefern diese Besorgnis durch gemeinsames Vorgehen in Europa und auf dem Gebiete der wirtschaftlichen Entfaltung unterentwickelter Regionen gemindert werden kann.
- V. Der Abhängigkeit der Bundesrepublik von der internationalen wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit allen Ländern des westlichen Europa und mit den Vereinigten Staaten steht eine größere Eigenständigkeit der französischen Wirtschaft gegenüber. Die höhere Krisenempfindlichkeit der Wirtschaft der Bundesrepublik, die auch für ein wiedervereinigtes Deutschland Geltung hätte, ist bei der Beurteilung der wirtschaftlichen Dynamik der Bundesrepublik mit in Rechnung zu ziehen.
- VI. Da der Bestand der rechtsstaatlich-demokratischen Freiheit von dem sozialen Erfolg des Wirtschaftssystems abhängig ist, bestehen in gesellschaftspolitischer Hinsicht gemeinsame Interessen zwischen den beiden Ländern.
- VII. Sowohl in Frankreich wie in Deutschland, aber insbesondere in Deutschland selbst, wird die Gefährdung der Daseinsgestaltung des modernen Menschen durch die Einwirkung der modernen technologischen Lebensweise deutlich gesehen. Ihr gegenüber haben sich in beiden Ländern Kräfte bemerkbar gemacht, welche die kulturelle

Überlieferung, die Europa gemeinsam ist, in der technologischen Gegenwart zu erhalten bestrebt sind. Hinsichtlich dieses Zieles besteht kein Gegensatz zwischen Deutschland und Frankreich. Vielmehr tragen beide Länder eine gemeinsame Verantwortung dafür, daß auch diejenigen Völker, deren Lebensweise jetzt durch die Einführung europäischer Methoden einer materiellen Verbesserung zugeführt wird oder werden soll, diese Methoden nicht ohne jene Kritik bei sich einführen, die im Interesse der kulturellen Zukunft des Menschen und der Menschheit unerläßlich ist. Nur wenn dies geschieht, wird es möglich sein, dagegen zu wirken, daß die äußeren Mittel der Daseinsfürsorge Herr werden über die Zwecke, denen sie zu dienen berufen sind.

VIII. Auf allen diesen Gebieten ist das deutsche Volk bereit, an dem Ausgleich aller heute noch möglichen Gegensätze zwischen dem deutschen und französischen politischen Denken mitzuarbeiten. Im Sinne der europäischen Bewegung könnte die Arbeit einzelner Expertengruppen wertvoll sein, wenn sie in voller Offenheit die deutsch-französische Problematik unter dem Gesichtspunkt der Stellung beider Länder in der Weltpolitik der Gegenwart erörtern und für die Bildung einer gemeinsamen Grundauffassung nutzbar machen könnten. Die folgenden Probleme drängen sich auf:

- a) Die Friedenssicherung im Zusammenhang mit den Problemen der Abrüstung und des Schiedsgerichts.
- b) Die Wiedervereinigung Deutschlands im Zusammenhang mit

einer solchen zwischen dem Sowjetsystem und dem Westen herbeigeführten verläßlichen Friedenssicherung.

- c) Die Möglichkeit der Zusammenarbeit, die geeignet ist, die französische Besorgnis vor einer Erneuerung machstaatlichen Denkens in Deutschland zu zerstreuen und das Aufkommen anti-französischer Stimmungen in Deutschland zu verhindern.
- d) Die Möglichkeit wirtschaftlicher Zusammenarbeit bei der Fortentwicklung der wirtschaftlichen Integration Europas und der Förderung der unterentwickelten Regionen.
- e) Die Beteiligung beider Länder an den internationalen Maßnahmen zur Vorbereitung eines Zusammenhandelns der westlichen Welt im Falle wirtschaftlicher Krisen.
- f) Das gemeinsame Interesse an dem sozialen Erfolg des freien Wirtschaftssystems rechtstaatlicher Demokratien und die beiderseitigen Maßnahmen zu seiner Sicherung.
- g) Die beiderseitigen Maßnahmen auf dem Gebiete des Erziehungswesens und der Förderung kultureller Einrichtungen, welche geeignet sind, für die Fortbildung der kulturellen Überlieferung in der modernen technologischen Welt nützlich zu sein.
- h) Die Weiterarbeit an der gemeinsamen Kritik des beiderseitigen Bildes der Geschichte beider Länder im Gesamtzusammenhang der abendländischen Kulturentwicklung, die Intensivierung der gegenseitigen Information als Grundlage eines wachsenden Verständnisses, die Förderung des Unterrichts der französischen und deutschen Sprache in beiden Ländern.

ALFRED GROSSER

Unterschiede, Mißverständnisse und Möglichkeiten zwischen Deutschland und Frankreich

Es kann sich hier nicht um ein Essay in vergleichender Massenpsychologie handeln. Es soll lediglich versucht werden, einige der gegenwärtigen Aspekte der Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen herauszustellen.

Auf beiden Seiten werden die Beziehungen zum anderen Land von vielen immer noch aus einer ebenso selbstgewissen wie ungenauen Auffassung seiner Geschichte heraus betrachtet. Mögen die deutschen und französischen Historiker zu differenzierten und einander sehr nahe kommenden Schlüssen über früher sehr umstrittene Epochen und Ereignisse gelangt sein — die öffentliche Meinung ist dessen ungeachtet nur zu oft davon überzeugt, daß in der Vergangenheit das unbedingte Recht auf Seiten des einen Landes, alles Unrecht dagegen auf Seiten des anderen war. Daraus ergeben sich Gefühlshaltungen, die einen politischen Faktor darstellen, weil sie erstens die Wählerschaft betreffen und zweitens weil sie sich bei einer nicht unbeträchtlichen Zahl von Parlamentariern oder Journalisten finden, die in aller Ruhe Behauptungen als historische Wahrheit hinstellen können, für die kein Historiker die Verantwortung übernehmen würde (Zwei Beispiele: die Invasionen von 1813 und 1814 sollen ein Ausdruck der deutschen Aggressivität sein; die Politik Clemenceaus soll die

Ausmerzung von 20 Millionen Deutschen zum Ziel gehabt haben.).

Hinsichtlich der jüngeren Vergangenheit, d. h. der mit dem Ende des Ersten Weltkrieges beginnenden Periode sind einige besondere Bemerkungen angebracht.

a) Die Zeit der Weimarer Republik und das Aufkommen des Nationalsozialismus

Es bleibt auf beiden Seiten noch viel zu tun, um zu einer ungetrübten und abgewogenen Beurteilung der französischen Politik zwischen 1919 und 1932 zu gelangen. Hinsichtlich der inneren Entwicklung Deutschlands darf mit Genugtuung festgestellt werden, daß nach mehreren Jahren des Unbehagens und des Schweigens die deutsche Forschung mit einem Ernst und einer Sachlichkeit, die Beachtung verdienen, wieder eingesetzt hat. Als Beispiel braucht man nur das großangelegte Werk über den Zerfall der Weimarer Republik, das in der Schriftenreihe des Berliner Instituts für politische Wissenschaften (Karl Dietrich Bracher, *Die Auflösung der Weimarer Republik*) veröffentlicht worden ist, zu nennen. Für den gesamten Zeitraum von 1919 bis 1945 leisten das Münchener Institut für Zeitgeschichte und die Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte eine Ar-

beit, die es verdiente, weiteren Kreisen bekannt zu werden, nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland (wo sie immerhin dank der Beilagen der Wochenschrift *Das Parlament* eine nicht geringe Verbreitung erfährt).

b) Die Hitlerzeit

Ein deutscher Politiker von Rang hat vor kurzem erklärt, daß die Deutschen nur dann das Recht hätten, von den Franzosen zu verlangen, die Vergangenheit zu vergessen, wenn sie selbst diese Vergangenheit nicht vergäßen. Eine ausgezeichnete Formulierung — aber man könnte auch sagen, daß es auf keinen Fall angebracht ist, die Vergangenheit zu vergessen; es kommt vielmehr darauf an, sie zu kennen und zu überwinden. Deutscherseits führt die Tendenz, sich über die Greuel des früheren Regimes auszuschweigen, zum Nichtverstehen und zur Ungerechtigkeit in der Beurteilung der psychologischen und politischen Realitäten der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Auf französischer Seite ist noch allzu wenig bekannt, was der Nationalsozialismus für viele Deutsche war, und man darf in dieser Hinsicht bedauern, daß es auf dem französischen Büchermarkt noch fast völlig an Werken über den deutschen Widerstand gegen Hitler fehlt. Eine Übersetzung des Büchleins von Inge Scholl

ist vor kurzem erschienen, und das umfangreiche Werk von Gerhard Ritter über Goerdeler soll im nächsten Jahr herauskommen, aber die nacheinander erschienenen und immer präziseren Gesamtuntersuchungen von Peschel, Rothfels und Weisenborn sind dem französischen Publikum bis auf einige Hinweise in Zeitschriften oder allgemeiner gehaltenen Werken unbekannt.

Indessen scheint es uns, daß eine Konferenz wie die von Bad Neuenahr nur einen sehr ge-

ringen Teil ihrer Zeit für die Aussprache über dieses „Gewicht der Vergangenheit“ aufwenden sollte. Allzu selten findet man eine so hohe Zahl von Persönlichkeiten versammelt, die mit den Gegenwartsfragen vertraut sind, als daß man es nicht vorziehen sollte, daß sie diesen Fragen auf den Grund gehen, statt die Erörterung der Vergangenheit, so nützlich sie auch sein möge, fortzusetzen. Übrigens haben schon Zusammenkünfte stattgefunden, die gerade dieser Erörterung gewidmet waren.

und hat keinerlei Kontakt zur CGT), stellt man fest, daß die Ziele und Methoden der Gewerkschaftsbewegungen in beiden Ländern ziemlich verschieden sind, zum großen Teil deswegen, weil noch heute Unterschiede der sozialen Atmosphäre, insbesondere im Rahmen des Betriebes bestehen. Man müßte ein regelrechtes vergleichendes Wörterbuch ausarbeiten, das Worte wie „Klassenkampf“, „Produktivität“, „Paternalismus“, „Mitbestimmung“ usw. umfaßt.

Gegenwärtige Schwierigkeiten

Wir fassen sie in drei Gruppen zusammen: Schwierigkeiten der allgemeinen Politik, deutsch-französische Streitfragen, Schwierigkeiten, die von Bedeutung, aber ohne Schärfe sind.

1. Schwierigkeiten der allgemeinen Politik

Sie werden zweifellos in dem anderen Bericht behandelt werden: deutsche Furcht vor einer französisch-russischen Einigung auf Kosten Deutschlands, französische Furcht vor einem neuen Rapallo, wirtschaftliche Organisation Europas und Frage der deutschen Absatzmärkte, Problem der Grenzen Deutschlands, Bedeutung und Folgen der deutschen Wiederbewaffnung usw. Im ganzen gesehen glauben wir, daß sich aus den Debatten des Plenums und des Zweiten Ausschusses klar ergeben wird, daß die deutsch-französischen Divergenzen eher in den Bereich der Befürchtungen und der unterschobenen Absichten gehören und daß die wirklichen politischen Trennungslinien durch jede der beiden nationalen Gruppen hindurchgehen und daß beiderseits dieser Linien Deutsche und Franzosen anderen Deutschen und anderen Franzosen gegenüberstehen.

2. Deutsch-französische Streitfragen

An erster Stelle steht natürlich die Saarfrage. Es erübrigt sich hier, ihre Grundlagen darzustellen. Wir wollen lediglich einem doppelten Wunsch Ausdruck geben: wir möchten, daß der Ausschuß sie nicht unter dem Vorwand, das gute Einvernehmen wahren zu wollen, mit Schweigen übergeht, denn dies wäre ein Ausweichen, das aus unserem Kongreß eine akademische Versammlung machte; wir wünschen aber zugleich, daß die Teilnehmer sich bewußt bleiben, daß mit der Saarfrage das Problem der deutsch-französischen Beziehungen nicht erschöpft ist und daß es bedauerlich wäre, ihr den größten Teil unserer Zeit zu widmen, um so mehr, als sie unseres Erachtens mehr ein Thermometer als ein wesentliches Phänomen ist: weil die deutsch-französischen Beziehungen nicht so sind wie sie sein sollten, hat der Streit um die Saar einen so scharfen Ton angenommen; nicht weil die Saar das grundlegende politische Problem wäre, haben die Beziehungen sich verschlechtert.

Eine andere Frage hat vor kurzem die deutsche öffentliche Meinung lebhaft beschäftigt. Man könnte in der Aussprache kurz auf sie eingehen: es handelt sich um die Anwerbung von Deutschen für die Fremdenlegion.

Zwei weitere Quellen von Schwierigkeiten lassen sich hinzufügen: der auf deutscher Seite herrschende Mangel an Verständnis für die Fragen der Französischen Union und die Frage des „Neonazismus“. In diesem letzteren Punkt sollte man unseres Erachtens in eine Aussprache eintreten, um zu ermitteln,

- ob die Empfindlichkeit der französischen öffentlichen Meinung nicht die französische Presse dazu verleitet, Erscheinungen, die zwar wenig ermutigend, aber von begrenzter Bedeutung sind, zuviel Platz einzuräumen und viele positive Aspekte von großer Tragweite mit Schweigen zu übergehen,
- ob deutscherseits diese wenig ermutigenden Erscheinungen nicht unterschätzt werden und ob man sich darüber klar ist, wie schockierend es wirkt, wenn gesagt wird: „Es muß diese Maßnahme getroffen, jene Kundgebung verhindert werden, um die öffentliche Meinung des Auslandes nicht zu beunruhigen“ — und nicht etwa deswegen, weil diese Maßnahme gerecht oder jene Kundgebung ungehörig ist.

3. Tiefer gehende Unterschiede

Sie sind zahlreich und wahrscheinlich von zäherem Bestand als die meisten politischen Streitfragen. Wir wollen nur die wichtigsten von ihnen aufzählen.

a) Zwei Antikommunismen?

In Deutschland gelten die Kommunisten heute als die „Kollaborateure“ einer verabscheuten Besatzungsmacht, die mit Hilfe einer Marionettenregierung 18 Millionen Deutsche unterdrückt. Wenn in Frankreich die Lage nicht mehr genau derjenigen von 1944 gleicht (die Kommunisten waren Kameraden in der Widerstandsbewegung gewesen und verlangten die Pflege der Freundschaft mit einem Lande, mit dem Frankreich verbündet war), so stellt sich das Problem des Kommunismus für einen sehr großen Teil der Bevölkerung nichtsdestoweniger weiterhin unter wirtschaftlichem und sozialem Aspekt und nicht unter dem Gesichtspunkt der Ost-West-Beziehungen dar.

b) Zwei Gewerkschaftsbewegungen?

Selbst wenn man von den Schwierigkeiten absieht, die durch das Fehlen der gewerkschaftlichen Einheit in Frankreich verursacht sind (der DGB gehört zur gleichen Internationale wie FO, hat ziemlich komplizierte Beziehungen zur CFTC

c) Zwei Katholizismen?

Es muß unseres Erachtens festgestellt werden, daß ein Teil der französischen Katholiken dem Europa der Sechszehn gegenüber mehr und mehr feindlich gesinnt ist, da er fürchtet, daß der erneuernde Aspekt des katholischen Lebens in Frankreich unter dem doppelten Druck des italienischen Katholizismus und eines deutschen Katholizismus, innerhalb dessen die konservative Tendenz gegenüber der sozial gerichteten und „antiklerikalen“ Tendenz, die den Bochumer Katholikentag von 1949 beherrscht hatte, die Oberhand gewinnt, erstickt wird. Möge es um die Ost-West-Beziehungen, die sozialen Verhältnisse, die Beziehungen zwischen Hierarchie und Laien, zwischen Kirche und Staat oder die Kontakte zwischen Katholiken und Nicht-Katholiken gehen, so muß festgestellt werden, daß zwischen dem deutschen und dem französischen Katholizismus Unterschiede bestehen, selbst wenn es innerhalb jedes von ihnen verschiedene Strömungen gibt.

d) Zweierlei Auffassungen von staatsbürgerlicher Gesinnung?

Über diesen Punkt ist so viel gesprochen worden, daß es genügt, auf ihn hinzuweisen: Sinn für den Dienst am Staat, aber zu viel Ergebenheit gegenüber der „Obrigkeit“ auf der einen, Verteidigung der Rechte des Einzelnen, aber „Anarchismus“ auf der anderen Seite. Es bleibt festzustellen, was an dieser Gegenüberstellung Wirklichkeit und was bloßes Klischee ist.

Bestehende Bindungen

Diese Schwierigkeiten dürfen jedoch den Blick für eine weit erfreulichere Realität nicht trüben: die außerordentliche Vielfalt der ständigen Kontakte zwischen einander entsprechenden Kreisen der beiden Länder. Einige Beispiele:

Konfessionelle Gruppen: Auf katholischer Seite, insbesondere durch Vermittlung von Organisationen wie „Pax Christi“, sind die Kontakte häufig und erfassen weite Kreise. Auf protestantischer Seite gibt es einen deutsch-französischen Bruderrat, der einzig in seiner Art ist.

Gewerkschaften: Studienreisen und Gespräche aktiver Gewerkschaftler und Gewerkschaftsführer machen rasche Fortschritte.

Politische Parteien: Durch unmittelbare Fühlungen, durch die Internationalen und die europäischen Versammlungen haben sich die Unkenntnis und die Spannungen beträchtlich vermindern lassen. Zweifellos bestehen weiterhin

Unterschiede und Schwierigkeiten, deren Prüfung uns hier unzweckmäßig erscheint.

Jugend: Der Bundesjugendring und der Conseil Français des Mouvements de Jeunesse haben ein gemeinsames ständiges Büro geschaffen, während keiner von beiden eine derartige Bindung mit den Jugendvertretern eines anderen Landes eingegangen ist.

Gemeinden: Zwei Vereinigungen von Bürgermeistern haben zahlreiche Städteverschwisterungen und einen umfassenden Austausch herbeigeführt.

Kultur: Universitäten, Schulen, Filmclubs, Jugendmusikkreise — die Aufzählung der Tätigkeitszweige, auf denen herzliche deutsch-französische Beziehungen gepflegt werden, ließe sich noch fortsetzen.

Wirtschaft: Es mag genügen, daran zu erinnern, daß jedes der beiden Länder der beste Lieferant und der beste Kunde des anderen ist.

Es wäre noch viel über die Methoden der Führungnahme und des Austausches zu sagen, die eine genaue Kenntnis der Leistungen und der Anliegen des Nachbarn ermöglichen. Wir wollen

lediglich erwähnen, daß die amtlichen Stellen und die privaten Gremien, die während des letzten Jahrzehnts diese Methoden ins Werk gesetzt haben, eine sehr viel günstigere Bilanz aufweisen können als man es aus der Presse, die fast nur Sinn für die politischen Tagesneuigkeiten hat, entnehmen könnte.

Es ist lediglich auf zwei Unausgeglichenheiten hinzuweisen, die zu zahlreichen Schwierigkeiten führen:

a) Das Interesse für persönliche Kontakte ist in Deutschland lebhafter als in Frankreich;

b) Die französischen Veröffentlichungen, die das heutige Deutschland zum Gegenstand haben (Bücher, Zeitungen, Zeitschriftenartikel), sind viel zahlreicher als die sehr unzulänglichen deutschen Veröffentlichungen, die sich mit Frankreich beschäftigen. Man braucht nur an die Sondernummern französischer Zeitschriften über die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Probleme Deutschlands und an das Bestehen von drei französischen Zeitschriften zu denken, die ausschließlich den deutschen Fragen gewidmet sind!

Es wird Sache des Kongresses sein, Schwierigkeiten und Erfolge gegeneinander abzuwägen. Er wird jedoch in seinen beiden Ausschüssen ein Phänomen berücksichtigen müssen, das vielleicht bedauerlich, auf jeden Fall aber wichtig ist. Nach französischer Auffassung und zweifellos auch in Wirklichkeit hat Deutschland heute eine Doppelnatur. Auf der einen Seite steht die Bundesrepublik, ein Deutschland, dessen Verhältnis zu Frankreich nahezu normalisiert ist, d. h. fruchtbare Wechselbeziehungen, aber auch Schwierigkeiten aufweist, die auf der Vergangenheit oder auf den Gegebenheiten der Gegenwart beruhen. Auf der anderen Seite steht Deutschland als Schlüsselproblem der Weltpolitik. So hängt z. B. in Frankreich die Art und Weise, die Wiedervereinigung Deutschlands ins Auge zu fassen, viel weniger von der psychischen Einstellung eines jeden zu diesem Land, als davon ab, wie man sich die möglichen oder idealen Beziehungen zwischen den beiden Blöcken vorstellt.

Diese Unterscheidung reicht unseres Erachtens aus, um den Zuständigkeitsbereich der beiden Ausschüsse, die morgen gebildet werden, ziemlich exakt abzugrenzen.

THEODOR LITT

Tradition, Vernunft, Freiheit

Referat, gehalten anlässlich der Internationalen Tagung des KONGRESSES FÜR DIE FREIHEIT DER KULTUR in Mailand, 12.—17. September 1955.

Drei Begriffe sind es, durch die das uns zugewiesene Thema sich bestimmt: Tradition, Vernunft, Freiheit. Diese Worte sind zwar auf aller Lippen, aber gerade deshalb ist das mit ihnen Gemeinte nichts weniger als eindeutig festgelegt. Ich versuche ihnen in möglicher Kürze einen festen Inhalt zu geben.

Da ist zunächst zu bemerken, daß zwei der genannten Begriffe im Verhältnis der untrennbaren Zusammengehörigkeit stehen: Vernunft und Freiheit. Jedes menschliche Subjekt, das in sich die Vernunft walten läßt, gibt dadurch zu erkennen, daß es frei ist. Aber frei wovon? Frei von all den seelischen Regungen, die den Menschen immer wieder von der Bahn der Vernunft abdrängen möchten: frei von den Anwandlungen der Trägheit und Unlust, die den Denkprozeß hemmen, von den Vorurteilen, die ihn mißleiten, von den Leidenschaften, die ihn verwirren. Die Freiheit, die hier in Sicht tritt, ist die innere Freiheit des seiner selbst mächtigen Subjekts. Und die „Vernunft“, die nur im Bunde mit dieser Freiheit das ihre verrichten kann, ist nichts anderes als das autonome, das nur sich selbst verpflichtete Denken.

Fragen wir aber, in welchem Verhältnis die so verstandene Vernunftfreiheit zur Tradition steht, so muß die Antwort lauten: sie konnte nur im Bunde mit der Tradition Wirklichkeit werden. Denn das autonome Denken fällt nicht dem Menschen als fertige Himmelsgabe in den Schoß.

Zwar die Anlage zum autonomen Denken mußte ihm von Anbeginn mitgegeben sein, damit es in ihm ins Dasein treten könne. Aber die Realisierung dieser inneren Möglichkeit konnte nur geschehen, in einem über unmeßbare Zeiträume sich erstreckenden Prozeß. Die zeitliche Ausdehnung dieses Prozesses leuchtet ein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die unerläßliche Bedingung für das Erwachen des autonomen Denkens die Entstehung der Sprache ist. Und wer wollte sich anheischig machen, die Dauer des Vorgangs zu ermessen, in dem sich die Sprache zu dem Wunderwerk durchgebildet hat, als welches sie einen jeden von uns in ihre Zucht nimmt.

In diesem Sinne besteht also zwischen Vernunft und innerer Freiheit einerseits, Tradition andererseits das Verhältnis einer unauflösbaren Solidarität. Denn es ist einzig und allein die

Überlieferung, die zwischen den einander ablösenden kurzlebigen Geschlechtern der Menschen die Verbindung herstellt und so ihre Leistungen sich zu einem Gesamtwerk zusammenschließen läßt.

Aber wenn es demgemäß keine Vernunft und keine innere Freiheit geben würde, falls es keine Tradition gäbe: dürfen wir daraus folgern, daß zwischen jenen beiden und dieser das Verhältnis der Harmonie bestehe? Ist die Tradition stets und notwendig im Einklang mit Vernunft und innerer Freiheit?

Indem wir diese Frage stellen, erweist es sich als geboten, das fragliche Verhältnis aufzugliedern, d. h. zuzusehen, von welcher Art die Beziehung von Tradition, Vernunft und innerer Freiheit ist, je nachdem auf welchem Gebiet das autonome Denken sich seine Aufgaben sucht.

Das Beispiel der mathematischen Wissenschaft

Ich gehe aus von dem schlechthin idealen Fall, den wir uns an dem Beispiel der mathematischen Wissenschaft verdeutlichen. Die mathematische Wissenschaft ist auf der einen Seite das Muster einer geistigen Schöpfung, die ihre Gestalt rein ausschließlich der Betätigung des autonomen Denkens verdankt und an der infolgedessen die Vernunft seit je ihre vollkommene Befriedigung gefunden hat. Andererseits wissen wir aber, daß diese Wissenschaft sich zu

ihrer gegenwärtigen Gestalt in einem Entwicklungsprozeß durchgearbeitet hat, der bereits bei den Griechen, ja im Grunde schon in den Großreichen des antiken Orients anhebt. Sie ist also nur wirklich geworden im Zuge einer die Jahrtausende übergreifenden Überlieferung. Ein jeder der an ihrer Ausbildung Beteiligten steht im Strom dieser Überlieferung und ist ihr mit jedem Denkschritt verpflichtet.

Warum aber besteht in dieser Provinz des autonomen Denkens ein so vollkommenes Einvernehmen zwischen Tradition, Vernunft und Freiheit? Zwar werden von einem jeden der einander ablösenden Geschlechter die Errungenschaften der Vergangenheit als Tradition übernommen. Aber übernommen werden sie nicht schon deshalb, weil sie überliefert sind, weil sie den Nimbus des Herkömmlichen und Altherwürdigen tragen. Übernommen werden sie nur auf Grund einer bis aufs letzte gehenden *Maßprüfung*, deren Organ — das autonome Denken — die Vernunft ist. Was diese Prüfung nicht besteht, wird ohne Rücksicht auf sein Alter und seine Herkunft aus dem fortschreitenden Prozeß der Forschung ausgeschieden. In Wahrheit verhält es sich also so, daß immer von neuem die denkende Vernunft sich an die Stelle der Überlieferung setzt. Sie wiederholt je und je in abgekürzter Form den Prozeß der Wahrheitsfindung, in dem ihr die Jahrtausende vorausgegangen sind. An jedem Punkte ihrer Entwicklung wird der Schatz der überlieferten Erkenntnis gewissermaßen neu geboren, im Kopf des lebenden Geschlechts abermals hervorgebracht.

Glücklicher könnte das Verhältnis zwischen Vernunft und Tradition nicht geregelt sein, als es in dieser Sphäre des Denkens der Fall ist. Kein Wunder also, daß man vielfach in ihr das Paradigma hat erblicken wollen, nach dem sich allenthalben die Regelung des fraglichen Verhältnisses zu richten habe. Überall sei es, so meinte man, die autonome Vernunft, die auf der einen Seite den Schatz des ihr durch die Überlieferung Zugetragenen dankbar aufnehme, aber von ihm nur dasjenige adoptiere, was in der durch sie vorzunehmenden Prüfung Stich halte, dagegen mitleidlos ausscheide, was in ihr versage. Wo immer diese Auffassung die Herrschaft führt, da haben wir jenen Typus des Denkens vor uns, den man als „*Aufklärung*“ bezeichnet.

Allein es ist die Frage zu stellen, ob es statthaft ist, diejenige Gestaltung des Verhältnisses von Tradition, Vernunft und Freiheit, die uns die mathematische Wissenschaft vor Augen stellt, so ins Schrankenlose zu erweitern, wie es dem aufklärerischen Denken geboten scheint. Es läßt sich zeigen, daß die genannte Gestaltung gebunden ist an die besondere logische Struktur des Wissensgebietes, in dem wir sie voranden. Die Mathematik ist die Wissenschaft der „idealen Gegenstände“. Sie ist die Wissenschaft von Gegenständen, die der denkende Geist nicht fertig vorfindet, sondern durch einen Akt der Konstruktion selbst hervorbringt. Aber diese Welt von idealen Gegenständen heraufzubeschwören ist das denkende Subjekt nur unter der Bedingung imstande, daß es sich zum Subjekt des „reinen“, des allgemeinen Denkens emporläutert. Das bedeutet: es hat in sich alles dasjenige zum Schweigen zu verurteilen, wodurch es sich als dieses bestimmte, einmalige, räumlich und zeitlich fixierte, qualitativ besondere Einzelwesen kennzeichnet. Der Aufschwung zur Höhe des mathematischen Denkens bedeutet, so gesehen, den Akt einer großartigen Selbstüberwindung, Selbstausschaltung. Zu den Räumen der mathematischen Idee kann nur der Zugang gewinnen,

wer die Tat dieser Selbstausschaltung zu vollbringen gewillt und fähig ist, und die fast religiöse Verehrung, die den Gebilden der mathematischen Vernunft so oft gezollt worden ist, beruht gerade darauf, daß im Umgang mit ihnen der Mensch jene Läuterung erfährt, die durch das Absinken der individuellen Beschränkungen, Vorurteile und Leidenschaften bewirkt wird. Kein Wunder, daß ein geistiges Tun, dessen Ausübung das Verstummen alles Allzumenschlichen automatisch mit sich bringt, der Freiheit der Vernunft zur vollkommensten Verwirklichung verhilft!

Daß diese glückliche Situation an die Bedingungen gebunden ist, die dieser Sphäre des Denkens eigentümlich sind, lehrt folgende Überlegung. Wer, um sich zum Subjekt des reinen Denkens emporzuläutern, alles das in sich unterdrückt, was ihn als dieses bestimmte Individuum kennzeichnet, der unterdrückt mehr als ein ihm einzig und allein Zugehöriges. Er unterdrückt

zusammen mit diesen persönlichen Regungen alles das, was auf Grund seiner Stellung im Gesamtprozeß der Kultur in ihn hineingewachsen ist und in einer jeden seiner Wesensäußerungen sein gewichtiges Wort mit spricht. Kann ich doch keinen Gedanken denken, keiner Neigung oder Abneigung Raum geben, keine Wertschätzung entwickeln und keine Willenshaltung einnehmen, ohne mich in diesem meinem Tun so zu benehmen, wie es nur einem Glied dieser bestimmten Gemeinschaft und einem Sohn dieser bestimmten Epoche möglich ist. Als Individuum bin ich stets mehr als bloßes Individuum. Und das heißt: auch in den Regungen, die das „reine“ Denken zum Schweigen verurteilt, stehe ich im Strome der — Tradition. Indem ich in den Zusammenhang der mathematischen Tradition eintrete, kehre ich nicht bloß meinem individuellen Sein — ich kehre auch den Bereichen der Tradition den Rücken, die in dies individuelle Sein eingeschmolzen sind, die in ihm gleichsam individuelle Gestalt angenommen haben.

„Weltanschauungen“

Wir verdeutlichen uns das Gemeinte an einem Grundphänomen des geistigen Lebens, das bereits in den Gesichtskreis unserer Betrachtung eingetreten ist: an der *Sprache*. Die Sprachphilosophie hat uns darüber belehrt, daß die Sprache weit mehr ist als ein Instrumentarium, das uns in den Stand setzt, bereits vorhandene und durchgebildete seelische Gehalte „auszudrücken“. Sie wirkt von Anfang an in die Bildung dieser Gehalte hinein; sie leistet bei jeder Gedankenschöpfung Geburtshelferdienste. Sie ist das allgegenwärtige Medium und das mächtigste Vehikel jedweder Tradition. Wir hörten, daß es ohne ihre Vorarbeit und Nachhilfe auch keine reine denkende Vernunft geben würde. Allein, wenn die Sprache, indem und solange sie der mathematischen Vernunft zu Diensten ist, im Bunde mit einer Tradition steht, die das Vernunftwidrige mit unfehlbarer Sicherheit wieder und wieder ausscheidet, so kann ihr die gleiche selektive Wirkung nicht nachgerühmt werden, sobald sie in der Selbstoffenbarung des individuell-persönlichen Lebens am Werke ist. Im Gegenteil: allen Abwandlungen persönlicher Artung, von den beifallswürdigsten bis zu den verwerflichsten, stellt sie sich mit der gleichen Bereitwilligkeit zur Verfügung. In der Sprache hören wir das ganze Register menschlicher Überzeugungen, Leidenschaften, Bestrebungen widerklingen. In ihr gestalten sich jene Gesamtdeutungen menschlichen Daseins, die man als „*Weltanschauungen*“ bezeichnet. Und wie bunt, wie ungleich im Rang, wie reich an Widersprüchen ist das, was sich im Kaleidoskop der Weltanschauungen zu sprachlicher Formulierung durchringt!

Die Sphäre der Tradition, die wir uns an der Sprache veranschaulichen, ist also dadurch gekennzeichnet, daß in ihr dasjenige was die denkende Vernunft hinter sich läßt, um den idealen Gehalt in seiner Reinheit und Wahrheit herausgestalten zu können, nicht nur nicht verstummt, sondern umgekehrt sich umso unüberhörbarer

zum Worte meldet, je unerbittlicher es dort zum Schweigen verurteilt wurde. Kein Wunder also, daß diese Sphäre nichts weiß von der strengen Eindeutigkeit, mit der dort der Vernunftgehalt sich herausarbeitet, vielmehr im Zeichen jeder *Zweideutigkeit*, jener „*Ambivalenz*“ steht, durch die der Mensch sich aus der Welt des Lebendigen heraushebt. In dieser Sphäre können Weisheit und Torheit, Güte und Bosheit, Liebe und Haß, Wahrhaftigkeit und Hinterlist sich mit gleicher Rückhaltlosigkeit aussprechen und ausleben.

Nun wird man erwidern: dies eben sei der Auftrag der mit der Freiheit verbündeten Vernunft, im Angesicht dieses widerspruchsvollen Getriebes das Richteramt auszuüben, durch dessen Spruch das Billigenswerte von dem Verwerflichen geschieden werde. Auf diese Weise scheint sich dann der Parallelismus mit dem Vorgehen der mathematischen Vernunft doch wieder herzustellen. Allein daß diese Entsprechung nicht vorliegt, lehrt schon die Überlegung, daß die Vernunft, solange sie als mathematisches Denken fungiert, es nur mit Gegenständen zu tun hat, die ihrer eigenen konstruierenden Tätigkeit ihr Dasein verdanken und ihr deshalb vollkommen konform sind, während sie sich hier einer Wirklichkeit gegenüber findet, die ohne ihr Zutun das geworden ist, als was sie sich darbietet, von der also zumindest fraglich ist, ob sie ihrer Zuständigkeit untersteht. Und in Wahrheit heißt es doch der reinen denkenden Vernunft zu viel abfordern, wenn man ihr zumutet, dasjenige, was sie aus ihrer Werkstatt verbannen mußte, um als mathematische Vernunft das Ihre verrichten zu können, hinterher auch noch aus dem jenseits dieser Werkstatt pulsierenden Leben auszutreiben. Wer so viel von ihr erwartet, der verkennt das Verhältnis der Komplementarität, das hier vorliegt. Was aus den Räumen der reinen Vernunft verbannt ist, das ist damit nicht aus der Welt. Es besteht auf seinem Recht und dieses Recht wird ihm auf

dem Boden jener Tradition, die nicht das Werk der Vernunft, sondern Ausströmung des ganzen Menschen in der Fülle seiner inneren Möglichkeiten ist. Nicht als ob dieser Tradition gegenüber das scheidende und richtende Urteil zu verstummen hätte! Nirgendwo ist es nötiger als im Angesicht dieses Meeres von widerstreitenden Wertungen, Weisungen und Wollungen! Aber dieses Urteil ist nicht Sache der abstrakten theoretischen Vernunft. Wo über den ganzen Menschen ein Urteil ergehen

soll, da erlischt die Vollmacht des abstrakten Vernunftsubjekts — da muß der ganze Mensch Partei nehmen, der ganze Mensch für sein Ja und Nein einstehen. Kein System von Regeln nimmt ihm die Verantwortung für seinen Spruch ab, keine allgemeine Norm schützt ihn vor der Möglichkeit des fehlenden Urteils. Auch seine Entscheidung steht im Zeichen jener Zweideutigkeit, die diese ganze Sphäre der Tradition überschattet.

sich in einer Vielzahl von Deutungen, Bekenntnissen, Geboten und Normen ausprägen, die nicht nur voneinander abweichen, sondern einander unter Umständen schroff widersprechen. Wo diese Einsicht Fuß faßt, da hört die besondere Weltanschauung auf, sich das Monopol der rechten Daseinsdeutung und -gestaltung beizulegen. Ohne sich aufzugeben oder zu widerrufen, ist sie bereit, neben sich anderen Daseinsauslegungen Raum zu gönnen, ja ihnen den Eigenwert zuzuerkennen, der dem aus eigener Wurzel Gewachsenen und zu kräftiger Gestaltung Gediehenen zukommt.

Der Geist der weltoffenen Duldsamkeit

Wir sehen: sobald wir das Reich der rein theoretischen Abstraktion verlassen, ist es aus mit der Harmonie, als welche sich innerhalb dieses Reichs das Verhältnis von Tradition, Vernunft und Freiheit kennzeichnet. Soll das nun heißen, daß beim Verlassen dieser Sphäre das autonome Denken zugunsten der „weltanschaulichen“ Traditionen außer Kraft gesetzt wurde? Wie wenig davon die Rede sein kann und soll, das bezeugen — unsere eigenen Darlegungen. Denn sie dürfen nur dann für sich Gehör fordern, wenn sie ihrerseits wieder Hervorbringung des autonomen Denkens sind. Alles das, was wir zur Charakteristik der „weltanschaulichen“ Traditionen, ihrer Herkunft, ihrer Durchschlagskraft, ihrer Unverdrängbarkeit ausgeführt haben, kann ja nur dann den Anspruch erheben, als wahr und gültig anerkannt zu werden, wenn es seinerseits nicht wieder Ausgeburt eines weltanschaulich befangenen, eingeengten und vereinseitigten Geistes, sondern Gabe eines Denkens ist, daß es sich dieser Befangenheit zu entziehen und zur Höhe der reinen, vorurteilsfreien Betrachtung zu erheben vermag. Das Denken über die weltanschauliche Tradition darf nicht seinerseits wieder weltanschaulich gebundenes Denken sein, wenn es uns über Wesen und Wirkung weltanschaulichen Denkens Aufschluß geben soll. Nur daß dann freilich das autonome Denken, indem es auf den Boden dieser Wirklichkeit hinübertritt, sich in die veränderte Lage versetzt findet, deren unterscheidende Eigenart schon oben bezeichnet wurde: nicht mehr hat es die Aufgabe, aus eigener Kraft und Verantwortung eine Welt von gültigen Formen aufzubauen, d. h. der betreffenden Sphäre überhaupt erst ihren Inhalt zu geben; vielmehr bewegt es sich jetzt auf einem Felde, das bereits mit geistigen Gebilden besetzt ist — Gebilden, die es weder verdrängen noch ersetzen kann, sondern die es nur nach Herkunft, Wesen und Wirkung zu begreifen die Möglichkeit und den Auftrag hat.

Aber wenn mit diesem Übergang der denkenden Vernunft ihre Möglichkeiten und Vollmachten scheinbar beschnitten werden, so hört sie darum nicht auf, auch in dieser Funktion die Segenswirkungen auszustrahlen, die der Begriff der „Freiheit“ zum Inhalt hat. Zwar ist es ihr weder gegeben noch aufgetragen, sich an die Stelle der Weltanschauung zu setzen. Denn keine geschichtlich gewordene Gemein-

schaft kann die konkrete Weltanschauung, die, entwickelt und getragen durch die Tradition, ihre Seele ausmacht, in allgemein menschliche Vernunft auslösen. Aber ebensowenig läßt die denkende Vernunft die Weltanschauung als das, was sie ist, unbefragt und unangetastet stehen. Jede konkrete Weltanschauung trägt vom Ursprung her die Tendenz in sich, sich als die einzig gültige, einzig pflegenswürdige anzusehen. Ein naiver Dogmatismus ist ihr, wie das Beispiel der Weltreligionen zeigt, selbstverständlich. Aus ihm entspringt der Hang, allem, was sich sonst noch an weltanschaulichen Ansätzen finden sollte, das Daseinsrecht abzuspüren, wo nicht den Krieg zu machen. Diese Unduldsamkeit muß den Rückzug antreten, wenn das autonome Denken, zu einer höheren Warte aufgestiegen, zu der Einsicht durchdringt und für die Einsicht Raum schafft, daß es im Wesen des weltanschaulichen Denkens liegt,

Wenn und soweit es dem autonomen Denken gelingt, dem Geist einer so weltoffenen Duldsamkeit zum Siege zu verhelfen, verrichtet es das Werk der Befreiung in der besonderen Form, die im Bereich der geschichtlich gewordenen Traditionen die einzig mögliche ist. Statt sich mit der Hartnäckigkeit verbohrtens Aufklärertums um die Verdrängung von Daseinsauslegungen zu bemühen, die keinem „vernünftigen“ Zureden weichen, gibt es dem Menschen die innere Überlegenheit, die ihn in den Stand setzt, den Überzeugungen des eigenen Lebenskreises treu zu bleiben, ohne in ihrem Namen und zu ihren Gunsten alles Abweichende in Acht und Bann zu tun. Es bedarf keiner Ausführung, wie sehr unsere durch tausend Gegensätze zerrissene Welt nach den Heilkräften verlangt, die nur von dem zu dieser Freiheit Durchgedrungenen entbunden werden können.

Der gefährlichste Feind der Freiheit

Vielleicht ruft es Verwunderung hervor, daß ich solange bei den Voraussetzungen und Gestaltungen der inneren Freiheit verweilt habe in einem Zeitalter, dem vor allem die von außen kommenden Bedrohungen der Freiheit Sorgen bereiten und Abwehrmaßnahmen nahelegen. Der Grund ist unschwer einzusehen. Es mag noch so viel zur Sicherung der äußeren Freiheit geschehen, so liegt darin nicht die mindeste Garantie, daß die Menschen, denen diese Sicherungen zugute kommen sollen, innerlich freie Menschen sind. Aber es kann um die äußere Freiheit so schlimm bestellt sein wie es will, so schließt das nicht aus, daß die Menschen, deren äußere Freiheit beschränkt ist, innerlich freie Menschen sind. Allzusehr ist unser Zeitalter dem Glauben zugeneigt, daß für die Verwirklichung der Freiheit die Gestalt der äußeren Einrichtungen das Entscheidende sei. Die Menschen, die unter dem Despotismus als Blutzugegen für die Freiheit gelitten haben und leiden, sind der Beweis des Gegenteils.

Natürlich soll das nicht heißen, daß die äußeren Hemmungen der Freiheit leicht genommen werden dürften. Ein Geschlecht, das unter ihnen so sehr geseufzt hat und seufzt wie das unsrige, ist nicht in Gefahr, ihre Unerträglichkeit und Verderblichkeit zu verkennen. Wohl aber wird auch von diesen äußeren Freiheits-

beschränkungen gesagt werden dürfen, daß sie ihren letzten Ursprung in der inneren Unfreiheit haben. Und zwar nicht nur, nicht einmal in erster Linie in der inneren Unfreiheit derjenigen, die nicht die moralische Energie aufbringen, sich wider die Anmaßungen der Tyrannei zur Wehr zu setzen. Sondern vor allem in der inneren Unfreiheit derjenigen, die diese Tyrannei durch die von ihnen vollbrachten Handlungen und die von ihnen geschaffenen Einrichtungen ins Werk setzen. Denn jene Freiheit, die sich in der weitherzigen Duldung und williger Anerkennung menschlicher Vielgestalt dokumentiert — wem wäre sie ferner als der Despotengesinnung, die, nicht zufrieden mit der äußeren Unterwerfung der Beherrschten, sogar ihr Denken und Fühlen zu reglementieren sich zum Ziele setzt. Niemand ist innerlich unfreier als der Gewaltherrscher, dessen Leidenschaft sich in der seelischen Versklavung seiner menschlichen Mitgeschöpfe befriedigt. Und hüten wir uns vor der Meinung, daß seelische Regungen von dieser Art nur in den totalitären Systemen aufkommen könnten und Nahrung fänden! Der äußeren Beschränkungen der Freiheit ledig werden wird nur eine Menschheit, die sich nicht durch das Hinstarren auf äußere Freiheitsgarantien abhalten läßt, den gefährlichsten Feind der Freiheit im Menschenherzen selber zu suchen.

THEODOR SCHIEFFER

Die Augsburger Jahrtausendfeier

Rundfunkvortrag, gehalten in der Reihe „DIE AULA. STUNDE DER UNIVERSITÄTEN“ im Südwestfunk am 7. August 1955.

Wieder einmal wird unsere Aufmerksamkeit auf ein Geschehnis der Vergangenheit gelenkt: in Augsburg beging man in den Augusttagen, das Gedenken an den Abwehrsieg Ottos des Großen über die Ungarn vor tausend Jahren. Der chronologische Zufall hat uns in letzter Zeit wiederholt historische Gedenktage beschert, und es hat durchaus den Anschein, daß es ihnen nicht an breiter Resonanz fehle. Das ist gut so, denn wir müssen aufgerüttelt werden aus der Geschichtsmüdigkeit, die sich im Gefolge des politischen Zusammenbruchs ausgebreitet hat und die als geistige Krisenerscheinung sehr ernst zu nehmen ist. Gewiß ist sie verständlich als stimmungsbedingte Reaktion auf die teils lächerliche, teils empörende Verzerrung der geschichtlichen Wahrheit, deren sich die aufdringliche Propaganda der deutschen Machthaber vor und der Sieger nach 1945 schuldig gemacht hatte. Diese Krise aber muß überwunden werden. Einem Volk, das kein Verhältnis mehr zu seiner Geschichte hat, droht ein unheilbarer Bruch in seinem kulturellen und politischen Selbstverständnis und Selbstbewußtsein. Nicht als ob wir darum einem Rückfall in jene nationale Selbstgefälligkeit Vorschub leisten wollten, die in den landläufigen Geschichtsvorstellungen der Deutschen einst sehr fragwürdige Blüten getrieben hat und die andererseits — mit jeweils wechselnden Vorzeichen — die öffentliche Meinung unserer Nachbarvölker noch völlig zu beherrschen scheint. Weder mit bequemer Überheblichkeit noch mit summarischer Schmäherung unserer Vergangenheit ist etwas gewonnen. Offenen Blickes müssen wir erfassen, was es in der deutschen Geschichte an unheilvoller Verkettung und schuldhafter Verstrickung gegeben hat, und nichts davon dürfen wir ins Unterbewußtsein abdrängen, aber so wenig wie andere Völker brauchen wir uns das Recht nehmen zu lassen, auch in ruhigem Stolz die Erinnerung an große Tage und Gestalten wachzuhalten. Die Augsburger Jahrtausendfeier gilt wahrlich einem solchen historischen Datum von legitimem Rang: dem Laurentiustage, dem 10. August des Jahres 955, da der König Otto an der Spitze des deutschen Heerbannes, unter dem christlichen Heerzeichen des Erzengels Michael, die hartbedrängte, von dem Bischof Ulrich verteidigte Stadt entsetzte und damit zugleich nicht Deutschland allein, sondern ebenso Italien und Frankreich von einer schrecklichen Geißel befreite.

Trotzdem, in die Genugtuung des Historikers über die wiedererwachende Aufgeschlossenheit seiner Mitmenschen für die Geschichte mischt sich gerade in diesem Falle auch ein leichtes Unbehagen: gar zu nahe liegt doch die Versuchung, das Geschehen von 955 zu aktualisieren, kurzschlüssige Vergleiche zu ziehen zwischen der östlichen Bedrohung von damals und heute. Beileibe nicht soll den gefährlichen Illusionisten unserer Tage das Wort geredet werden, die entweder diese heutige Bedrohung nicht wahrhaben wollen oder es für sittlich unerlaubt erklären, sich dagegen zu wappnen. Nein, es geht um eine grundsätzliche Frage anderer Art. Der Historiker muß davor warnen, mehr als das: er muß dagegen protestieren, daß Geschehnisse einer fernen Vergangenheit ohne viel Überlegung zu irgendeiner Augenblickssituation der Gegenwart in Beziehung gesetzt werden, nur weil das Dezimalsystem in der Chronologie gerade eine runde Zahl ergibt; geschichtliche Erkenntnis wird damit gleich im ersten Ansatz erstickt. Was heuer vor tausend Jahren geschah, ist in sich, als Leistung

und durch seine Auswirkungen, bedeutsam genug, um zu rückschauender Besinnung einzuladen. Dabei geht es nicht um eine triviale Nutzenanwendung für die Gegenwart, aber auch am gegenwärtigen Europa werden dabei bestimmte Züge sichtbar, die nicht ohne den Ungarnsieg Ottos des Großen geschichtlich zu verstehen sind.

Die Ungarnnot

Aber zunächst müssen wir uns Klarheit darüber verschaffen, was eigentlich geschehen ist.

Die Ungarn sind ein ursprünglich innerasiatisches Nomadenvolk, das in dem großen Völkergeschiebe des 9. Jahrhunderts schrittweise, entlang der Nordküste des Schwarzen Meeres, nach Westen gedrängt wurde, bis sie schließlich die Slaven nach Norden und Süden auseinandersprengten und im Jahre 895 über die Karpathen in die weite Tiefebene eindrangen, die von der Donau und der Theiß durchflossen wird. Hier nahmen sie ihre endgültigen Wohnsitze, ohne darum aber auch alsbald den Übergang zu sesshaften Lebens- und Wirtschaftsformen zu finden. Im Gegenteil, ihre Gewohnheit, den Lebensunterhalt zum guten Teil durch Raub zu gewinnen, erfuhr neuen Auftrieb, denn sie waren jetzt am Rande der abendländischen Kulturwelt angelangt, wo überreiche Beute lockte, und sie stießen zugleich auf eine Welt, die zu keiner geschlossenen Abwehr imstande war. Die slawischen Stämme im Süden und Westen der Ungarn hatten es noch zu keiner staatlichen Organisation gebracht, das mährische Reich — nördlich von ihnen — war ein kurzlebiges Gebilde, das sich bereits im Niedergang befand. Vor allem aber war auch das von Karl dem Großen geschaffene weite Großreich der Franken in voller Auflösung begriffen. Allenthalben — in Westfranken (dem späteren Frankreich), in Ostfranken (dem späteren Deutschland), in Burgund und in Italien — hatten sich Teilreiche herausgebildet, aber alles war noch in gärendem Werden, ein festgefügtes Staatswesen gab es noch nirgends, auch nicht in den beiden Ländern, die jetzt zu Nachbarn der Ungarn wurden. Der ostfränkisch-deutsche König Arnolf, an sich ein tüchtiger, energischer Herrscher, war von unheilbarem Siechtum befallen, und sein Sohn, der letzte deutsche Karolinger, ist als Ludwig das Kind in die Geschichte eingegangen. Berengar I. hinwiederum, der König in Italien, und der deutsche König Konrad I., der 911 das Erbe der Karolinger übernahm, hatten Mühe genug, sich in ihren Ländern Ansehen zu verschaffen.

Ein Menschenalter lang gab es also keine Königsgewalt, die über eine hinreichende Macht verfügt hätte, um den ungarischen Reiterheeren entgegenzutreten, die sich erstmals im Sommer 899 wie ein Blitz aus heiterem Himmel auf Italien stürzten und ein Jahr lang die reiche Poebene ausraubten. Im Jahre 900 wagten sie den ersten Vorstoß in die bayerische Ostmark, und seither folgte Schlag auf Schlag. Oft Jahr für Jahr, dann wieder mit kurzen Atempausen, brachen die neuen Feinde vor allem über Deutschland herein. Die Aussagen der Chronisten sind furchtbar in ihrer summarischen Monotonie. Immer wieder erzählen sie, wie Scharen von wind- und wetterfesten Reitern sich über die Lande ergossen, durch Gewalttat, Raub und Brandschatzung überall lähmendes Entsetzen verbreitend; sie erschlugen die Männer, die Frauen und Kinder verschleppten sie

mit ihrer Beute in die Sklaverei. Bei diesen Berichten sind gewiß, wie immer in solchen Fällen, die Farben stark aufgetragen, und da, wo die Schilderung einmal besonders lebensnah und anschaulich wird, fehlt es auch nicht ganz an Zügen roher Gutmütigkeit, aber die Mitteilungen sind zu bestimmt, als daß an der Wahrheit des Bildes im ganzen der geringste Zweifel möglich wäre. Was es dabei im einzelnen an Leid und Not und grausamen Schicksalen gegeben hat, das gehört zu dem vielen, worüber die Geschichte den Mantel des Schweigens gebreitet hat. Schutz hatte man gegen die furchtbaren Eindringlinge nur da, wo es noch befestigte Plätze gab, aber in offensiver Abwehr vermochte man lange gegen ihre überaus behend und verschlagene Taktik nichts Entscheidendes auszurichten. Dieser dahinjagenden Heerhaufen überhaupt habhaft zu werden, war bei den Verkehrs- und Nachrichtenverhältnissen des Zeitalters, erst recht aber bei dem Fehlen einer weitreichenden und schlagfertigen politisch-militärischen Macht aufs äußerste erschwert. Im allgemeinen wichen sie dem offenen Kampf aus; wenn es gelang, sie zu stellen, wurden ehrenvolle Teilerfolge erzielt, namentlich von den Bayern, aber eine Wendung der Gesamtlage wurde dadurch nicht heraufgeführt, vielmehr lernten die Ungarn bald, ihre unheimliche Fertigkeit im Pfeilschuß gegen die an den Schwertkampf gewöhnten Deutschen auch für die offene Feldschlacht auszuwerten, und damit erreichte die Katastrophe erst ihr ganzes Ausmaß.

Erste gemeinsame Waffentat

In den Jahren 905/6 vernichteten die Ungarn das Mährische Reich und konnten jetzt auch Norddeutschland, das Stammesgebiet der Sachsen, heimsuchen. Dann warf sich ihnen der bayerische Markgraf Liutpold mit einem großen Aufgebot entgegen, aber sein Heereszug endete in der furchtbaren Niederlage bei Preßburg am 4. Juli 907; der Markgraf selber, der Erzbischof von Salzburg und zwei andere Bischöfe waren unter den Toten. Die von Karl dem Großen errichtete bayerische Ostmark brach zusammen, die Reichsgrenze war bis auf die Linie der Enns zurückgeworfen. Immer höher stieg die Flut: 908 durchschweiften die Raubscharen Thüringen und Sachsen, 909 Bayern und Schwaben. Der mittlerweile dem Kindesalter entwachsene König Ludwig raffte sich zu einer Aktion auf, aber auch das große Heer, das er im Sommer 910 zusammenbrachte, wurde von den Ungarn zersprengt. Jetzt waren alle Dämme gebrochen, die folgenden anderthalb Jahrzehnte bezeichnen den Höhepunkt der Ungarnnot. Immer weiter gehen ihre Streifzüge durch die Gebiete aller deutschen Stämme, auch in Landstriche hinein, die sich bisher sicher glauben konnten. Basel wird niedergebrannt, bis Metz und Bremen reichen ihre Stöße. Dann wird wieder Italien ihr bevorzugtes Opfer, und nicht nur die Poebene: 922 tauchen sie sogar in Apulien auf. Sie werden zu einer Plage von europäischen Dimensionen: kreuz und quer über Flüsse und Gebirge, über ungläubliche Entfernungen hinweg, werden sie 924 in Sachsen, Burgund, Südfrankreich und Italien gemeldet, wo Pavia in Flammen aufgeht; zwei Jahre darauf geht der Zug durch Bayern und Schwaben — das berühmte Kloster St. Gallen wird geplündert — bis ins Ardennengebiet aber mit Ausläufern nach Sachsen und bis vor Rom.

Dieses Jahr 926 brachte jedoch einen Einschnitt. Die Krone war mittlerweile an den sächsischen Liudolfinger Heinrich I. übergegangen, der den Zusammenhalt des Reiches und die Autorität des Königtums aus mühsamen Anfängen wieder aufrichtete. Schwerste Königsaufgabe aber blieb die Abwehr des äußeren Feindes. Den Ungarn die Stirn zu bieten, wagte auch Heinrich nicht, indes konnte er bei dem Einfall von 926 durch die Gefangennahme eines ungarischen Häuptlings Verhandlungen erzwingen und gegen hohe Tributzahlungen einen längeren Waffenstillstand erkaufen. In den Jahren der Ruhe rüstete er zu neuem Kampf. Die Frucht dieser Mühen wurde ein Ereignis, das als Vorspiel der Lechfeldschlacht verdienten Ruhm genießt: bei einem nicht sicher bestimmbar Ort namens Riade, wohl in der Nähe der Unstrut, zerbrach am 15. März 933 der Angriff der Ungarn vor der gepanzerten Reiterei; es war die erste gemeinsame Waffentat aller deutschen Stämme! Das war insofern eine Wende, als die Ungarn von jetzt an auf wirksameren Widerstand stießen, aber ein Vernichtungssieg war es nicht. Schon 935 bekamen Italien und Burgund wieder die schreckliche Plage zu spüren, und 937, nach dem Tode Heinrichs I., ergoß sich eine wahre Sturmflut in einer riesigen Kreisbewegung durch Europa: durch Süddeutschland zum Rheine, über Lothringen und die Champagne bis nach Mittelfrankreich und zurück über Burgund, die

Alpen und alle Provinzen Nord- und Mittelitaliens; daran schloß sich im nächsten Jahre noch ein Streifzug bis nach Westfalen.

Dann freilich schien die Gefahr allmählich nachzulassen. Mehrere Jahre verliefen ruhig, Deutschland war dank der Energie des Königs Otto und seines Bruders, des Herzogs Heinrich von Bayern, besser geschützt; es gelang, die Angreifer schon an der bayerischen Grenze abzuweisen. Italien dagegen mußte wiederholt neue Heimsuchungen ertragen, und 951 drangen die Ungarn durch Italien über die Loire nach Aquitanien vor, ins westlichste der Länder, die sie je erreichten. Bald sahen sich aber auch die Deutschen grausam in der Hoffnung getäuscht, die Welle werde von selber verebben; eine plötzliche dramatische Zuspitzung lehrte sie, daß ein Entscheidungskampf bis zum äußersten durchgestanden werden mußte. Das scheinbar schon so festgefügte Herrschaftssystem Ottos I. wurde noch einmal durch scharfe Gegensätze unter den Herzögen und innerhalb der Königsfamilie schwer erschüttert: Ottos Sohn, der Herzog Liudolf von Schwaben, und sein Schwiegersohn, der Herzog Konrad von Lothringen, erhoben sich gegen den König und seinen Bruder Heinrich von Bayern. Angesichts dieser Wirren sahen die Ungarn den Augenblick gekommen, wieder zu einem Raubzuge größten Stiles anzutreten: Bayern wurde überannt, bei Worms erzwangen sie den Übergang über den Rhein, sie plünderten Kirchen und Klöster im Gebiet des heutigen Belgien, brannten die Außenbezirke der Stadt Cambrai nieder und kehrten, wie schon 937, über die Champagne, Burgund und Oberitalien zurück. Nicht nur, daß sie keinen energischen Widerstand fanden, die Herzöge Liudolf und Konrad paktierten sogar mit ihnen, um die Raubscharen von ihren eigenen Ländern fernzuhalten und ihren Feinden auf den Hals zu schicken. So hofften die Ungarn, von neuem leichtes Spiel zu haben, als sie 955 in noch größerer Zahl wiederkamen. Aber ihre Rechnung ging nicht auf, politisch sowohl wie militärisch. Es war ein neues Zeitalter, eine neue Generation, ein neues Staatsbewußtsein: der Ungarneinfall von 954 hatte das Königtum nicht geschwächt, sondern moralisch gefestigt; der Aufstand brach zusammen, im Augenblick der dräuenden Gefahr scharte sich Deutschland um seinen König. Während die Flut sich vor den Mauern Augsburgs staute, ließ Otto ein allgemeines Aufgebot ergehen. Mit einem Heer von Franken, Schwaben, Bayern und Böhmen rückte er heran zum vernichtenden Schlage, zu jener großen Entscheidung, deren wir heuer — nach tausend Jahren — gedenken.

Die europäische Völkerkarte war konsolidiert

Auf eine Diskussion über Schauplatz und Verlauf der Schlacht verzichten wir, nicht nur aus Zeitmangel; sich an der Schilderung militärischer Bravourleistungen zu berauschen, ist nicht mehr der Geschmack unseres aus guten Gründen nüchtern gewordenen Zeitalters. Viel wichtiger ist es, um das halbe Jahrhundert qualvoller Vorgeschichte des großen Sieges zu wissen. Wir müssen sie uns in der ganzen deprimierenden Monotonie, wie sie aus unserem flüchtigen Überblick hervorgeht, vor Augen halten, um nachzuempfinden, welch befreiendes Aufatmen durch die Welt ging. Nach diesem Schlage kamen die Ungarn nicht wieder, die grausame Plage war zu Ende. Trotzdem, die bloße Verjagung von Räuberbanden, also eine überdimensionale Polizeiaktion, wäre für sich allein noch kein Ereignis von weltgeschichtlichem Rang; sie wird es erst durch die weiten historischen Perspektiven, die sich von 955 aus rückwärts und vorwärts auftun.

Die Ungarneinfälle dürfen nämlich nicht isoliert gesehen werden. Sie haben ihr Gegenstück in den Vorstößen der Normannen nach Frankreich und der Sarazenen nach Italien. Dieser Bedrängnis freilich hatte schon eine frühere Generation ein Ziel gesetzt: 911 durch die Ansiedlung der Normannen in jenem nordfranzösischen Lande, das noch heute Normandie heißt, und 915 durch den Sieg über die Sarazenen am Garigliano in Mittelitalien, aber erst jetzt — 955 — war das Abendland seiner Angreifer ledig geworden. Dies alles sind zugleich die letzten Ausläufer des großen Phänomens, das wir als „Völkerwanderung“ bezeichnen, des jahrhundertlangen Zustroms neuer Völker nach Westen und Süden, der die alte Kulturwelt erschüttert, aber auch regeneriert hat. Durch die Aufnahme des letzten neuen Elementes war jetzt die europäische Völkerkarte konsolidiert: zwischen die Süd- und Westslawen hatte sich das ganz fremdartige Volk der Ungarn geschoben, das weder wie die Hunnen und Awaren spurlos unterging noch wie die Bulgaren sich slawisierte.

Den größten, den entscheidenden Anteil an der inneren und äußeren Festigung des Abendlandes aber hatte Deutschland. Der Werdegang des Deutschen Reiches und Volkes, der hundert Jahre zuvor mit der karolingischen Reichsteilung begonnen, war jetzt erst wirklich abgeschlossen. Das Versagen vor dem äußeren Feinde hatte das Königtum geschwächt, hatte das Reich dem Auseinanderfall nahegebracht, — an der Abwehr der Ungarnnot ist das neue Königtum sächsischen Stammes emporgewachsen, hat sich die anfangs mehr oder minder zufällige staatliche Gemeinsamkeit gekräftigt und vertieft. Die Jahre 933 und 955 sind Marksteine auf dem Wege zu einem eigenen politischen Bewußtsein der Deutschen. Otto, der vornehmlich dem Siege von Augsburg bei Mit- und Nachwelt den Beinamen des Großen verdankt, hatte sich mehr erkämpft als eine Sicherung seiner innerdeutschen Autorität, ihm eignete jetzt ein Vorrang im ganzen Abendlande, er hatte sich bewährt als Schirmherr der Christenheit, der Kirche, der Kulturwelt gegen den Ansturm wilden Heidentums. Der Tag von Augsburg hat die letzte Voraussetzung geschaffen für das römisch-deutsche Kaisertum des Mittelalters, das sieben Jahre später — 962 — mit der Krönung Ottos durch den Papst in die Geschichte eintrat. Überhaupt begann in der deutschen und europäischen Geschichte ein neuer Abschnitt, eine zwar sehr langsame, aber stetige Entfaltung, ein Aufstieg in Bevölkerungszahl, Wirtschaftskraft, staatlich-politischer Festigung, geistiger Regsamkeit, religiöser Sammlung.

Insbesondere an der Ostgrenze des Reiches gab die Wende von 955 den Deutschen das Gesetz des Handelns zurück. Der Gedanke der Ostmission gewann neuen Auftrieb. Am Morgen des entscheidenden Tages gelobte Otto, zu Ehren des hl. Laurentius in Merseburg ein Bistum zu errichten; mit der Gründung des Erzbistums Magdeburg fand das Werk 968 seine Krönung. Erst recht wurde die Grenzsicherung wieder ausgebaut, auch und vor allem gegen die Ungarn selber. Die zusammengebrochene bayerische Ostmark erstand von neuem. Sie schob sich von der Ennslinie an beiderseits der Donau vor. Als gesonderter Teil des Herzogtums Bayern wird sie kurz vor dem Jahre 1000 erstmals mit dem Namen Ostarrichi bezeichnet, — die Ungarnschlacht von 955 steht also am Anfang der bewegten, an Höhen und Tiefen reichen Geschichte Österreichs!

Sie steht aber nicht zuletzt auch am eigentlichen Anfang der ungarischen Geschichte. Das Ende der Raubzüge bedeutete auch das Ende der nomadischen Lebensweise, den Übergang zur Sesshaftigkeit, zur bäuerlichen Gesittung. Bereits die nächste Generation nahm das Christentum an, und mit der Staatsgründung durch Stephan den Heiligen, den ersten König, die sich um das Jahr 1000 vollendete, wuchsen auch die Ungarn in die christliche Kulturgemeinschaft hinein. Seither haben sie, zeitweilig als Grenzmacht gegen die Türken, die politischen und geistigen Schicksale des Abendlandes geteilt. Niemand wird ja so einfältig sein, mit der Augsburger Jahrtausendfeier feindselige Gefühle zu verbinden gegen das ungarische Nachbarvolk, gegen das heute so unglückliche Land der Stephanskronen, die Heimat der hl. Elisabeth . . .

Eine bittere Wahrheit

Nehmen wir das alles zusammen, dann erweist sich die Augsburger Schlacht wahrhaftig als ein grundlegendes historisches Ereignis, von dem aus vieles an unserer Geschichte erst verständlich wird, als ein Punkt, an dem sich die verschiedensten geschichtlichen Entwicklungslinien zu einem Knoten verschlingen, und es erübrigt sich wirklich, dem Gedenken der Besinnung durch anachronistische Parallelen, durch unechte Aktualisierung „nachzuhelfen“. Mögen tausend Jahre vor Gott wie ein Tag sein, in der irdischen Geschichte sind sie eine gewaltige Zeitspanne, in der sich unendlich vieles ereignet und gewandelt hat; es geht einfach nicht an, aus einem Geschehnis vor tausend Jahren handfeste Lehren für die Gegenwart ziehen zu wollen.

Das Verlangen nach einer solchen Betrachtungsweise ist freilich menschlich und psychologisch verständlich, aber wenn wir nun wirklich die Besinnung an jenes Geschehnis mit ein paar nützlichen Überlegungen ver-

knüpfen wollen, dann kann es sich nur um Einsichten allgemeiner Art handeln. Der stärkste Eindruck ist dabei, daß Deutschland schon in dem Augenblick, da sein Staatswesen sich eben konsolidiert, als Schutzwall der abendländisch-christlichen Kulturwelt dient. Eine solche Rolle ist fraglos den Deutschen damals und auch in verschiedenen späteren Phasen ihrer Geschichte — aber durchaus nicht immer! — zugefallen, und fraglos liegt über solchen Abschnitten ein besonderes Pathos. Aber wir müssen schärfer zusehen und differenzieren. So dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren, daß es einen Deutschland vorgelagerten Gürtel von westslawischen Völkern gibt, die auch zur lateinischen Christenheit, d. h. zum Abendlande, zählen, unter die sich gerade die Ungarn eingereiht haben. Vor allem aber ist vor der Vorstellung zu warnen, als ob es über alle Jahrhunderte hinweg eine permanente, gleichbleibende Gefahr, ein böses Prinzip gegeben hätte, das man summarisch als „den Osten“ kennzeichnen könnte. Das wäre ein vordergründiger Rückschluß von der sehr komplexen Gegenwartssituation aus und völlig verfehlt, wenn daraus eine Analogie zwischen dem 10. und dem 20. Jahrhundert konstruiert werden sollte, denn außer der Himmelsrichtung haben damalige und heutige Bedrohungen nichts gemein. Hinter den Ungarneinfällen steckt nichts als das elementare Drängen der noch auf primitiver Stufe stehenden Völker in die reichen Kulturgebiete, ein Unternehmen, das in Abwehr oder Assimilierung zu enden pflegt. Tödliche Gefahr wird erst heraufbeschworen durch einen Gegner, der als Träger einer fremden Ideologie in bewußter, prinzipieller Feindschaft gegen eine Kulturwelt anrennt. Dieser große Widersacher der Christenheit war über Jahrhunderte hin der Islam, von den Arabern in Spanien bis zu den Türken im Südosten, und wenn man schon eine historische Analogie zur Gegenwart sucht, dann sind es nicht die Ungarn, sondern die Türken. Aber auch dieser Vergleich ist sofort wieder einzuschränken: was uns heute bedroht, ist nichts absolut Fremdes und Andersartiges, sondern sozusagen pervertiertes Abendland, d. h. eine Kraft, deren ideologischer Kern ein abendländisches Geistesprodukt ist, die sich freilich zur geballten Macht geformt hat in einem Lande, das trotz vielfältiger Berührung, ja Gemeinsamkeit mit unserer Welt nicht als abendländisch gelten kann. Und was sich schließlich vor einem abgewogenen historischen Urteil als Lehre aus den Ereignissen von 955 vertreten läßt — um das Wort in Gottes Namen doch zu gebrauchen —, das reduziert sich auf etwas Grundsätzliches, Überzeitliches und insofern auch Gegenwärtiges: nicht die Gegner sind vergleichbar, aber die Bedrohtheit überhaupt — latent oder offen — ist wie ein Gesetz, unter dem mehr oder minder stets die Hochkulturen gestanden haben, und immer hat der Satz gegolten, daß zur Sicherung rechtlicher und staatlicher Ordnung nach innen und außen ein Mindestmaß an Macht unentbehrlich ist, daß Macht im wörtlichen — auch militärischen — Sinne zur Basis jedes Staatswesens gehört. Das ist eine bittere Wahrheit, vor der wir nicht in gefühlsmäßiger oder doktrinärer Abwehr die Augen verschließen dürfen, das ist bei nüchternem historisch-politischem Denken allerdings auch eine Binsenwahrheit, für die es nicht erst eines Gedenkens an die Ungarnschlacht vor tausend Jahren bedarf, — so wie umgekehrt bei unserer Besinnung auf Otto den Großen dies alles nur beiläufige Erwägungen sein sollten, ohne zentrale Bedeutung für unser Geschichts- und Kulturbewußtsein. Die Entscheidung von 955 hat wahrlich Gewicht genug durch das, was sie für die Menschen des 10. Jahrhunderts unmittelbar bedeutete und durch die große Wende, die sie in der deutschen und europäischen Geschichte heraufgeführt hat.

Anmerkung:

Arnold Bergsträsser, Dr. Phil. Universitätsprofessor. Leiter des Seminars für Wissenschaftliche Politik an der Universität Freiburg/Br. Lehrgebiet: Neuere deutsche und europäische Kulturgeschichte. Geb. am 14. 7. 1896 in Darmstadt.

Alfred Grosser, Dozent am Institut d'Etudes Politiques, Paris.

Dr. Dr. h. c. Theodor Litt, ordentlicher Professor für Philosophie und Pädagogik an der Universität Bonn, geb. am 27. Dezember 1880 in Düsseldorf.

Theodor Schieffer, Dr. phil. O. Universitätsprofessor für mittelalterliche Geschichte und geschichtliche Hilfswissenschaft in Köln. Geb. 11. 7. 1910 in Bad Godesberg.

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE

AUS DEM INHALT UNSERER NÄCHSTEN BEILAGEN:

Walter A. Berendsohn: „Thomas Mann und das Dritte Reich“

Paul H. Douglas: „Gutes und Schlechtes
in den Vereinigten Staaten“

Johannes Gaitanides: „England und der Wohlfahrtsstaat“

Roland Klaus: „Nicht gestern, Freund, morgen!“

Helmut Krausnick: „Wehrmacht und
Nationalsozialismus 1934—39“

Jürgen Rühle: „Die Kulturpolitik in der SBZ“

Hans Wenke: „Die Erziehung im Kreuzfeuer der
öffentlichen Meinung“

... „Urkunden zur Judenpolitik
des Dritten Reiches“

Nachtragerungen der Beilagen „Aus Politik und Zeitgeschichte“ sind an die Bundeszentrale für Heimatdienst zu richten. — Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung „Das Parlament“ zum Preise von DM 1,19 monatlich bei Postzustellung einschl. Beilage sowie Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preise von DM 4,50 pro Stück einschließlich Verpackung, zuzüglich Portokosten, nur an die Vertriebsabteilung, Hamburg 36, Gänsemarkt 21/23

HERAUSGEBER: BUNDESZENTRALE FÜR HEIMATDIENST - BONN/RHEIN - KONIGSTRASSE 85